

Pestalozzis Lienhard und Gertrud als Dichtung betrachtet

Autor(en): **Götzinger**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pestalozziblätter**

Band (Jahr): **2 (1881)**

Heft 4-5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-917710>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

aufgefallenen Beobachtungen werden vor jeder weitem Mittheilung nebst all ihren Belegen Ihrer Einsicht offen stehen. In Erwartung einer baldigen Antwort, nach der ich meine Massnahmen richten könne, habe ich die Ehre, mich Ihnen bestens zu empfehlen.

Pestalozzis Lienhard und Gertrud als Dichtung betrachtet.¹⁾

Von Dr. **Götzing** in St. Gallen.

Man kann in der reichen Literatur über Pestalozzi vornehmlich drei zeitlich auf einander folgende Gruppen unterscheiden. Die erste betrifft Schriften, die von seinen Freunden und Gegnern für und wider seine Methode, sehr zahlreich und meist im ersten Dezennium des Jahrhunderts erschienen sind; Fichte's Reden an die deutsche Nation gehören im weitem Sinne dazu. Eine zweite Gruppe, panegyrischer Natur, erscheint in den 40er Jahren, bei Anlass der Feier seines hundertjährigen Geburtstages im Jahr 1846; dazu zählt u. A. das Werk von Raget Christoffel: »Pestalozzis Leben und Ansichten«, Zürich 1846. Eine unbefangene, auf sorgfältigen Forschungen beruhende historische Literatur über Pestalozzi, welche die Erscheinung des grossen Mannes im Zusammenhang mit seinen persönlichen Verhältnissen und den Verhältnissen seiner Zeit bringt, datirt erst aus neuerer Zeit. Dahin gehört vornehmlich das schöne, aus Neujahrsstücken der Winterthurer Hülfs-gesellschaft hervorgegangene Buch von Morf: »Zur Biographie Pestalozzis«; dann zwei neue Ausgaben seiner Werke, worunter die von Seyffahrt freilich viel zu wünschen übrig lässt, weiter was sich in neuester Zeit an die Gründung des Pestalozzistübchens in Zürich anschliesst und manches andere.

Durch einige Schriften der letztern Art angeregt, habe ich seit langer Zeit wieder einmal Lienhard und Gertrud gelesen, und wie ich darauf in dem mir zugänglichen Material der Entstehung und Bedeutung dieser Schrift hinsichtlich ihres literarischen Charakters nachging, fand ich so geringe Aufklärung, dass es der Mühe zu lohnen schien, dieser Seite des bekannten Werkes einige selbständige Aufmerksamkeit zu widmen.

Es ist bekannt, wie Pestalozzi erst, nachdem sowohl sein landwirthschaftliches Unternehmen als seine Armenschule auf dem Neuhohe gescheitert waren und er den bitteren Kelch tiefer Verarmung in vollen Zügen zu kosten bekommen hatte, wie er in

¹⁾ Aus »Deutsche Blätter für Erziehung und Unterricht«.

diesem Zustande zuerst zur Feder griff. Seine erste Arbeit waren die »Abendstunden eines Einsiedlers«, ohne seinen Namen im Maihefte 1780 von »Iselins Ephemeriden der Menschheit« veröffentlicht. Wir stehen also mit der Schrift am Ausgange der 70er Jahre des 18. Jahrhunderts, der Periode des gewaltsamen Uebergangs der ältern Denkart in eine neue Zeit, des Sturmes und Dranges, des Auftretens von Rousseau, Herder und Göthe, des Rufes nach Natur, nach dem Walten des freien Genius. Der Mensch fühlt sich wieder als Mensch, er verlangt vom Leben die verlorene Würde, das verlorene Glück, die verlorene Seligkeit zurück. Die Schuld des Verlorengehens der Menschlichkeit wälzt die Zeit auf die unmittelbar vorhergehenden Jahrhunderte und Geschlechter, auf ihre Kultur, ihre Gesetze und Regeln; mit Ueberspringung der historischen Vergangenheit geht man zurück in die Uranfänge der Menschheit, die hinter dem Elend der Gegenwart liegen; das ist das eine Gesicht der Zeit, und mit dem andern Gesichte schaut man in die Zukunft und erhofft und fordert von ihr, was der Gegenwart mangelt. Das gibt dem Geist dieser Zeit etwas Unhistorisches, denn die Urzeit, die man wiederherzustellen trachtet, ist ein Traum, wie die Zukunft, die man erhofft. Die Helden dieser Bewegung wirken ähnlich wie die Propheten.

So ein Prophet ist auch Pestalozzi. Die Wirkung, die Rousseau auf ihn ausgeübt hat, ist bekannt. Von Beziehungen Pestalozzis zu den Trägern der deutschen Literatur verlautet dagegen wenig. In Göthe's Werken scheint sein Name nicht vorzukommen; ebensowenig bei Schiller. Einzig Herder hat Pestalozzi seine Theilnahme entgegengebracht. Pestalozzi hat nach seiner Aussage 30 Jahre lang kein einziges Buch gelesen, und die persönliche Bekanntschaft, die er 1792 bei Gelegenheit einer Reise zu seiner Schwester nach Leipzig mit Klopstock, Göthe, Wieland, Herder und Jakobi gemacht haben soll, kann kaum etwas anderes bedeuten, als dass er sich damals mit den Schriften dieser Männer vertraut gemacht hätte.¹⁾

Und doch so ganz theilnahmlos kann Pestalozzi an der literarischen Bewegung Deutschlands, die sich in den 70er Jahren abspielte, nicht vorübergegangen sein. Die »Abendstunden eines Einsiedlers« geben dafür Zeugniß. Darnach zu forschen, was der Mensch sei, mit diesem Gedanken beginnt die Schrift, ist höchstes Ziel und Bestimmung der Menschheit. Die ganze Menschheit ist

¹⁾ Diese Reise scheint bloss durch Blochmann's Aussage gestützt zu werden.

in ihrem Wesen sich gleich, muss also gleich ausgebildet werden. Die Bildung fängt mit dem Nahen an und dehnt sich erst allmählich aus. Bildung zur Familientugend muss der Bildung zur Bürgertugend vorausgehen. Aber näher als Vater und Mutter ist der Mensch Gott. Glaube an Gott ist vertrauender Kindersinn der Menschheit gegen den Vatersinn der Gottheit. Glaube an Gott heiligt und befestigt das Band zwischen Eltern und Kindern, zwischen Unterthanen und Fürsten. Die Sünde ist die Folge des Unglaubens, Abweichen von Gott.

»O Fürst in deiner Höhe! O Göthe in deiner Kraft! Ist das nicht deine Pflicht, o Göthe, da deine Bahn nicht ganz Natur ist? Schonung der Schwachheit, Vatersinn, Vaterzweck, Vateropfer im Gebrauch seiner Kraft, das ist reine Höhe der Menschheit. O Göthe in deiner Hohheit, ich sehe hinauf von meiner Tiefe, erzittere, schweige und seufze. Deine Kraft ist gleich dem Drange grosser Fürsten, die dem Reichsglanz Millionen Volkssegen opfern. Reiner Segen der Menschheit, du bist Kraft und Folge des Glaubens.«

Dieser schmerzliche Ruf Pestalozzis an Göthe kann sich nur auf dessen Werther beziehen, der sechs Jahre vor den »Abendstunden des Einsiedlers« erschienen war. Die Stelle zeugt dafür, dass sich Pestalozzi von dem grossen Herzensbändiger gewaltig ergriffen fühlte; war ja auch Göthes Kraft und Ziel dasselbe wie er es suchte, die Natur der Menschen zu erkunden.

Es liegt nicht in meinem Plane, auf die schwierige Frage über den Grund und den Grad der positiveren Lebensanschauung Pestalozzis gegenüber der freieren und negativeren Göthes und seiner Genossen einzugehen; was uns hier beschäftigt, ist die Thatsache, dass Pestalozzi nicht bloss von Göthe wusste, sondern sich von ihm tief ergriffen fühlte und dass er überhaupt der merkwürdigen Literatur seiner Tage nicht theilnahmlos gegenüberstand. Uebrigens steht auch das erste Wanderers Nachtlied von Göthe in »Lienhard und Gertrud«, mit der Melodie von Göthe's Freund Kayser; entstanden im Jahr 1776, war es ohne Zweifel durch Lavaters Vermittlung mit der Melodie zuerst in Pfenningers christlichem Magazin vom Jahre 1780 gedruckt worden.

Es soll nun natürlich nicht gesagt sein, dass »Lienhard und Gertrud« irgend einem deutschen Literaturwerke nachgemacht sei; Pestalozzi erzählt selbst, er sei durch Marmontels Contes moraux zur Nachahmung angeregt worden; dieselben habe er, von einer Reise heimgekehrt, auf dem Tische liegen gefunden; »ich nahm

sie sogleich mit der bestimmten Frage, ob es vielleicht möglich sei, dass ich auch so etwas machen könne, in die Hand, und nachdem ich ein Paar dieser Erzählungen gelesen und wieder gelesen, schien es mir doch, das sollte nicht ganz unmöglich sein. Ich versuchte fünf oder sechs dergleichen kleine Erzählungen, von denen ich nichts mehr weiss, als dass mich keine von ihnen ansprach; die letzte war »Lienhard und Gertrud«, deren Geschichte mir, ich weiss nicht wie, aus der Feder floss und sich von selbst entfaltete, ohne dass ich den geringsten Plan davon im Kopfe hatte, oder auch nur einem solchen nachdachte. Das Buch stand in wenigen Wochen da, ohne dass ich eigentlich nur wusste, wie ich dazu gekommen. Ich fühlte seinen Werth, aber doch nur wie ein Mensch, der im Schläfe den Werth eines Glückes fühlt, von dem er eben träumt. Ich wusste kaum, dass ich wachte; doch fing ein erneuter Funke von Hoffnung an, sich in mir zu regen, dass es möglich sein möchte, meine ökonomische Lage auf dieser Bahn zu bessern und den Meinigen erträglicher zu machen.«

Abgesehen von der äussern ökonomischen Veranlassung der Schrift, könnte man den Charakter der Sturm- und Drang-Schriftstellerei nicht besser charakterisiren, als es hier Pestalozzi aus seiner eigenen Lebenserfahrung heraus für sein Buch gethan hat. Gerade das Schaffen ohne Plan, das aus der Feder Fliessen, der Schriftsteller weiss nicht wie, die schnelle Konzeption im Halbtraum, ist den Werken Göthes und Herders aus dieser Periode gerade so eigen, wie »Lienhard und Gertrud«. Man hatte der bewusst künstlerischen Thätigkeit auf dem Gebiete der Dichtung, der Theorie und der Lehre, den Werth überhaupt abgesprochen; sie hatten ja lange genug geherrscht und nichts Bleibendes, Vollendetes hervorgebracht; so sollte denn der Augenblick, das volle Herz, das Genie, der Drang in die Bahn treten und leisten, was jene nicht geleistet. Diese leisteten das Ihrige, aber freilich bloss das Ihrige, bloss was das Genie ohne Kunst zu leisten vermag, reich an Leben, an Bewegung, an Empfindung, an Darstellung, aber ohne Rücksicht auf den Styl, auf das Kunstgesetz.

Diese Elemente finden sich auch in »Lienhard und Gertrud«, und zwar nicht in Nachfolge der Contes moraux des Marmontel, denn diese sind breite, schulmässig und glatt stilisirte, mit vollem Plane hergestellte Novellen. Durch sie hat sich Pestalozzi bloss überhaupt zur Abfassung einer erzählenden Schrift hinreissen lassen; der Geist und Ton, der aus »Lienhard und Gertrud« spricht, ist der Geist Göthes, Jung Stillings, Herders.

Das Buch, von dem hier die Rede ist, ist aber nicht der ganze spätere Roman in mehreren Bänden, sondern bloss der erste Band. Er erschien durch Iselins Veranstaltung im Jahre 1781 zu Berlin und Leipzig und trägt den Titel »Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk.« Eine Fortsetzung lag ursprünglich so wenig im Plane, als ja das Buch überhaupt ohne Plan geschrieben wurde.

Das fast ausschliessliche Objekt der Aufklärungs-Literatur und Schriftstellerei ist der Mensch; ihm allein gilt der Ruf nach Wiederherstellung verlorener Natur. Damit hängt der schnelle Aufgang der erzählenden und noch mehr der dramatischen Dichtung zusammen; die dramatische Dichtung ist ja diejenige Gattung, die ihren Mitteln gemäss gänzlich auf das Leben der Menschen angewiesen ist; erzählen kann man unter Umständen auch Dinge, die einer übernatürlichen Welt angehören, das verlorene Paradies und die Messiade können bloss Epen sein, und die poetische Gattung, mit der die Poesie überhaupt beginnt, ist das Epos. Erst wenn das Menschenleben ganz und voll die Theilnahme der Menschen in Besitz genommen hat, lebt das Drama auf. Es ist nicht zufällig, dass wir Lessing als unsern ersten Aufklärer und unsern ersten Dramatiker ehren, die Aufklärung war es, die Shakespeare wieder gegen Milton aufrief, Göthe und Schiller sind die Blüten der Aufklärungsdichtung.

Auch »Lienhard und Gertrud« steht an der Grenze dramatischer Dichtung und berührt sich eng mit den Dramen der 70er Jahre. Im Anschlusse an Shakespeare und an Lessings Dramaturgie hatte man den enggeschlossenen Organismus des französischen Dramas über Bord geworfen, Göthe löst im Götz die Handlung in lauter einzelne Szenen oft mit wenig Zusammenhang auf, dieselben gehen am Leser und Zuschauer wie die Bilder eines Schattenspiels vorüber. Solcher Szenen zählt Göthes Götz 56, »Lienhard und Gertrud« 100, durch Zusammenziehung einzelner in spätern Auflagen 78, d. h. wenig mehr als Göthes Götz. Und wenn man nun gar das lebendig fluthende Leben des Menschenherzens in den Szenen Pestalozzis beobachtet, die Szenen im stillen Hause Lienhards, in der Todeskammer von Ulis Mutter, im Hause des Vogtes, beim Scheerer, gewiss, hier ist dramatisches Leben, das an die grössten Dichter aller Zeiten erinnert. Man nehme die spärlich verstreuten erzählenden Partien weg, und das Drama steht vollendet, in seiner und seiner Zeit Art vollendet, vor uns.

Aber Lienhard und Gertrud gilt als eine Schrift, in der Pestalozzi seine Ideen von der Erziehung des Menschengeschlechtes darzustellen die Absicht hatte; er nennt sein Buch in der Vorrede die historische Grundlage eines Versuchs, dem Volk einige ihm wichtige Wahrheiten auf eine Art zu sagen, die ihm in Kopf und ans Herz gehen sollte. Ganz etwas Aehnliches war der Fall bei den Werken derjenigen, die man im engeren Sinne Dichter nannte, bei Götz und Egmont und Faust, bei den Räufern, bei Kabale und Liebe, bei Don Carlos; ja der lehrhafte Zug, der den schönen Werken dieser Zeit innewohnt, ist für sie geradezu charakteristisch und bedingte ihre Wirkung, oder umgekehrt, war es eben die poetische, der Phantasie offene Form, welche dem ethischen Gehalte der Zeit eine so breite und tiefe Wirkung verschaffte. Dass auch Lienhard und Gertrud mehr als Dichtung denn als Lehre wirkte, beklagte Pestalozzi selber; das Buch hatte, sagt er in der Vorrede zur zweiten Auflage, als Darstellung des Wesens der häuslichen Volksbildung fast keine Wirkung, und machte hauptsächlich als Roman Eindruck. Gewiss verkannte der leidenschaftliche Volksbildner die Bedeutung der poetischen Wirkung seines Buches; denn in ihr lag, wenngleich versteckt, auch die sittliche, und es wird wohl in der Natur des Menschen begründet sein, dass er leichter durch poetisch-künstlerische Wirkung auch sittlich, als dass er durch sittliche Wirkung im engeren Sinne auch poetisch angeregt wird. Wirkt ja auch die Bibel im höchsten Masse durch das veranschaulichende Bild des Göttlich-Guten, und war es gerade auch Pestalozzi wieder im Einklang mit Herder und Göthe, welche an sich selber den biblischen Gehalt mehr bildlich als dogmatisch wirken liessen.

In Pestalozzi überwog die sittliche That um vieles das poetische Schaffen, und so ist nicht verwunderlich, wenn er dem ersten Entwurfe seiner Dichtung immer lehrhafter werdende Fortsetzungen anfügte. »Ich wollte«, so lauten seine Worte, »nicht bloss sagen: es ist so; — ich versuchte zu zeigen: warum ist es so? und wie kann man machen, dass es anders werde? Das Bild ward umfassender. Die Hütte der armen Frau verschwand im Bild der allgemach anrückenden Darstellung des Ganzen.« So reich diese Fortsetzungen an Ideen zur Erziehung des Menschen und der Menschheit sind, sie haben weit weniger dankbare Leser und willige Nachahmer des Guten gefunden, als die erste, so planlos geschriebene, erdichtete Erzählung von Lienhard und Gertrud.

Ich will nun versuchen, in dem Sinne einen Gang durch Lienhard und Gertrud zu thun, in welchem es mehr ein Werk genialischer Einbildungskraft erscheint, als ein Lehrbild Pestalozzischer Erziehungsmethode.

»Es wohnt in Bonnal ein Maurer. Er heisst Lienhard — und seine Frau Gertrud. Er hat sieben Kinder und ein gutes Verdienst. — Aber er hat den Fehler, dass er sich im Wirthshaus oft verführen lässt. Wann er da ansitzt, so handelt er wie ein Unsinniger; — und es sind in unserm Dorf schlaue abgefeymte Bursche, die darauf losgehen und daraus leben, dass sie den Ehrlichen und Einfältigern auflauern, und ihnen bei jedem Anlass das Geld aus der Tasche locken. Diese kannten den guten Lienhard und verführten ihn oft beim Trunk noch zum Spiele und raubten ihm so den Lohn seines Schweisses.«

Es scheint, als ob daraus die uralte Geschichte vom Guten zum Bösen sich entwickeln sollte. Sie steht schon in der Schöpfungsgeschichte und bildet die Grundidee zahlloser Spieler-, Trinker-, Schelmen- und Mördergeschichten, in der Form von Kalendererzählungen, Novellen, Romanen und Dramen, z. B. in Hebels Karfunkel. Der Erzähler beabsichtigt aber nicht, diesen Helden zu Grunde gehen zu lassen durch Trunk und Spiel, er soll gerettet werden und wird schon in der ersten Szene gerettet. Das gäbe aber kein Drama, keine Tragödie, der Held der Tragödie muss seine Schuld büßen. Darum ist unser Lienhard nicht der handelnde und leitende Mittelpunkt der Erzählung, sondern der Vogt ist es, die Ursache von Lienhards und des ganzen Dorfes Bonnal Veründigung; er büsst für sein Vergehen, sein Ende ist der Erzählung Ende; dass Lienhard glücklich und brav wird, hat kein Ende. Auch hier ist auffallende Aehnlichkeit zwischen Lienhard und Gertrud und Göthes Götz. Götzens Tugend, ob er gleich leiblich stirbt, bleibt bestehen; der, welcher der Handlung Anfang, Entwicklung und Ende gibt, ist nicht der genannte Held des Dramas, sondern sein böser Feind, Weislingen. Dieser ist es auch, der als Spiegelbild der Zeit, der Gegenwart, des lebenden Prinzipes Veranlassung zur Handlung gegeben hat; dem Weislingen der lebendigen Gegenwart stellt Göthe den Götz, dem Vogt, dem bösen Prinzipie seiner Gegenwart, dem Verderber der Ordnung, der Zucht des Gehorsams, der Tugend stellt Pestalozzi Lienhard und Gertrud entgegen. Abgeschwächt wird nun freilich das dramatische Leben der Erzählung dadurch, dass der Vogt nur beiläufig gegen Lienhard, handelt. Sein Treiben gilt weniger dem Einzelnen, als der ganzen

Gemeinde, die ausser durch Lienhard auch durch andere Gemeindengenossen, besonders den armen Uli repräsentirt ist. Daraus folgert, dass Lienhard auch nicht derjenige sein kann, von dem der Hauptangriff gegen den Vogt ausgeht; diese Aufgabe fällt dem Herrn des Dorfes, dem Vertreter des Ganzen, dem braven Gerichtsherrn Arner zu.

(Schluss folgt).

Ueber die Helvetische Gesellschaft zur Gerwe,

die in Pestalozzis Jugendzeit die zürcherischen »Patrioten« unter Bodmers Leitung bildeten und der auch Pestalozzi selbst angehörte, finden wir eine Notiz in den Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft im Jahr 1820. In seiner Präsidialrede berichtet Dr. H. R. Schinz von Zürich am 16. Mai 1820 (das Datum der Rede ist irrig auf 1821 gesetzt):

»Ein anderer Gegenstand ist die Belebung des Nationalgeistes, des höhern Sinnes für Vaterland und Freyheit. Wenn unsere Nation Kraft haben soll, so muss der Sinn für ihre Unabhängigkeit mächtig unter uns geweckt werden; diess kann wohl am besten durch Erziehung und guten Schulunterricht in der Geschichte des Vaterlandes und der Staaten überhaupt geschehen; so lernt der Schweizerische Jüngling die Vorzüge seines Vaterlandes und seiner Verfassungen kennen und schätzen. Wenn aber der Jüngling die Schule verlassen hat, so könnte durch vaterländische Gesellschaften, welche sich in jeder Hauptstadt oder grössern Stadt leicht einrichten liessen, dafür gesorgt werden, dass dieser Geist unterhalten und genährt wird. Eine solche Anstalt war der ehemalige Affenrath¹⁾ in Bern, die wenigstens junge Leute aus den Patrizier-Geschlechtern den Geschäftsgang kennen lehrte; eine ähnliche, aber zweckmässigere besteht in Zürich, eine Gesellschaft, welche sich vaterländische Gesellschaft nennt, und sich durchaus mit vaterländischer Geschichte und überhaupt mit vaterländischen Gegenständen beschäftigt, so dass über irgend

¹⁾ D. h. der sogenannte »äussere Stand« (eine von der Jungmannschaft des Patriziats durchgeführte Parodie des bernischen Staatsorganismus); im Siegel desselben stand ein Affe; das Wappen enthielt einen auf einem Krebs sitzenden Affen, der sich mit der rechten Hand einen Spiegel vorhielt. Vgl. Neujahrsblatt für die bernerische Jugend 1858: »Der ehemalige sogenannte äussere Stand der Stadt und Republik Bern«, von Dr. B. Hidber.